

Spukhaftes aus Bern-Altstadt

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

jede Verantwortung abgenommen und dem Staat überbunden, wenn ihm die heiligen Rechte seiner Persönlichkeit und jedwede Initiative gewaltsam entzogen werden? Wird der Mensch das Gute noch wollen, wenn sein Wirken in den Schnürleib von Gesetzen und Paragraphen gezwängt ist? Keller bejahte diese Frage, er erwartete das Heil zum guten Teil vom Staate, von einem bestimmten System. Gotthelf schaute tiefer und trotz seines religiösen Optimismus pessimistischer, denn die irdische Unvollkommenheit, die Tragik des Menschentums war ihm ureigenes Erlebnis. Er fürchtet das Schlimmste von den nivellierenden Tendenzen, er ahnt die gewaltigen Gefahren des Utilitarismus und des Industrialismus. Darum kennt er kein alleinseeligmachendes politisches Gebilde; nicht von außen, einzig und allein aus der ethischen Erneuerung des inneren Menschen kann nach seiner Ueberzeugung die Rettung kommen. So steigt Gotthelfs Kanzel hoch über die Zinnen der Partei empor. Zum bangt vor dem Entschwinden der naturhaften Individualkraft im Menschen; denn sie allein hält er für fähig, das Gute zu schaffen und zu wahren, sofern sie vom göttlichen Geist durchflutet, sofern die Lehre Christi ihr selbstverständlicher Schild ist.

Wie die Natur dem steten Wandel unterliegt, und wie dieser Wandel zugleich ihre Stetigkeit bedeutet, so erhebt sich Gotthelfs Menschheitsideal nicht auf einer bestimmten staatlichen Basis. Mit der intuitiven, weitausladenden Gebärde der kühnen Synthese weist er nach den ewigen Pflichten, nach den „Rechten, die droben hangen unveräuerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.“ Gottfried Keller schreitet auf induktiven, geschlichen Pfaden zu solchen Höhen empor, er dringt von der Einzelerfahrung, von der philosophischen Ueberzeugung zu diesen Offenbarungen vor; aber wir haben es in der jüngsten Zeit miterlebt, daß der Boden, den der in der Schule Feuerbachs gestählte Realist felsenfest und unzerstörbar wähnte, unter wilden Gärungen neu sich gestaltet. Im wohlgeordneten Reiche des freidenkenden Staatschreibers von Zürich, der mit scharfsinniger Folgerichtigkeit den Glauben seiner Jugend von sich streifte, findet sich für die Verkündiger einer neuen sozialen Aera kaum irgendwo eine Stätte; das Weltreich des Mystikers Gotthelf dagegen, der nicht den Wandel als solchen, sondern lediglich eine einzelne Erscheinungsform für verwerflich und verhängnisvoll hält — dieses Weltreich steht allen offen, die für Wahrheit und Recht sich opfern und dem Bösen ewige

Feindschaft schwören. So reißt der engumzirkte Emmentaler Pfarrherr, der dem religiösen Bekenntnis seiner Kindheit treu blieb, seinen streitbaren Arm weit in den unbegrenzten Kosmos hinaus.

Aber er weiß zugleich, daß, solange wir das irdische Kleid tragen, wir nur Pilgrime sind nach dem gelobten Land. Wir denken an die alte, von Lessing geprägte Erkenntnis, nach der nicht die Wahrheit, sondern der immer rege Trieb nach Wahrheit dem Leben des Menschen die Berechtigung und die stete Würze schafft. Darum bleibt es auf Kampf gestellt, und dieser Kampf ist nicht nur ein Mittel zum ersehnten Ziele, sondern zugleich der Sinn und der Zweck des Daseins selbst.

Wohl schaut der kühne Schwimmer Jeremias Gotthelf mitten in den brausenden Wogen in lichter Ferne grüne Inseln irdischer Glückseligkeit, und je älter er wird, umso ätherischer weiß er sie zu schildern: Das Erdbeerimarelli, Der Sonntag des Großvaters, Die Frau Pfarrerin. Aber immer wendet sich sein männlicher Sinn nach diesen Pausen verklärten Schauens mit neuem Mut und neuer Kraft dem schweren Ringen mit den Mächten der Finsternis zu. Er ist dem treuen Wächter zu vergleichen, der auf die bange Frage: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ die trübe Antwort kündigt: „Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein.“ Aber in der frohen Sicherheit, daß der Mensch am metaphysischen Sein sein unverrückbar Teil habe, wird er nicht müde, mit seinem uner schöpflichen Pfunde zu wuchern. Denn ihn durchglüht die willensstarke Hoffnung, daß das Reich des barmherzigen, allgütigen und vollkommenen Gottes schon auf Erden sich offenbare.

In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
Erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
Spürst du, was Gutes der Winter tat. —
Und dächt die Welt dich öd und leer,
Und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

F. W. Weber.



J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Wolmar.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Die sprechende Katze.

Eine Hebamme lehrte in später, stockfinsterner Nacht von einer Geburtshilfe nach Hause. Gegen 12 Uhr langte sie bei ihrer Wohnung an der Brunngasse an. Um den Schlüssel schneller in das Loch stecken zu können, zündete sie eine Laterne an. Plötzlich sah sie in deren Schein eine schwarze Katze, die ihr gemüthlich zurief: „Guete-n-Ab, guete-n-Ab! Wie geit's?“ Kaum hatte sie das gesagt, so verschwand sie wieder.

Die sprechende Katze.